

Kritik — von Laube! Das überhebt mich einer eigenen. Ich brauche es nur nachzusagen, was Jedermann sagt: „Die Wolter spielt, wie es ihr einfällt. Wenn sie nicht aufgelegt ist, spielt sie gar nicht, läßt ihre Rolle fallen und spielt höchstens eine einzelne Scene daraus“. Das heißt auf gut deutsch: die Kunst hat überhaupt aufgehört. Die Persönlichkeit dient nicht mehr den Zwecken der Kunst, sondern sich selbst — und macht gar kein Hehl daraus“. Könnte das nicht heute geschrieben sein, nur mit etwas anderen Namen?

Also: classisch für uns, romantisch für ihre Generation, decadent für die frühere. Wer hat nun recht? Was ist sie eigentlich gewesen? Ich will das zuerst mit den behutsamen Worten umschreiben, die in einem wunderschönen Aufsatz von Ludwig Hebest stehen, den er zum 1. März 1894, zu ihrem sechzigsten Geburtstag schrieb. Da heißt es: „Sie kam in dem Augenblick, als eben der ganzen Kunstwelt der graue Star gestochen werden sollte. Ein farbenblindgeborenes Geschlecht sollte plötzlich erfahren, daß die ganze Schöpfung eigentlich in Farben prangt, mit Farbe besetzt ist. In der deutschen Kunst vollzog sich damals der Titanensturz der großen Cartonschreiber, die nicht zu malen verstanden. Wie ein Knäuel von Fledermäusen fuhren die Grauen in den Höllenschlund nieder, der kleine Riese Cornelius voran, und hinter ihnen drein scholl das Jubelgejohl der neugeborenen Farbigen, der Farbenseher, denen die Zukunft gehörte. In jenen Sechzigerjahren änderte sich die ganze Welt. Auf allen Gebieten, von der Bauhütte bis zur Schneiderwerkstatt, sprudelten Quellen von Farbe auf. Auch auf der Bühne. Das Schauspiel der damals absterbenden Generation entsprach vollkommen der herrschenden Malerei, die mehr eine Kunst, mit Kohle Umrisse zu zeichnen, war. Das rednerische Element stand im Vordergrund, das plastische Wort übte sein allerdings gutes Recht mit einer ausschließenden Tyrannei aus, daß daneben nichts anderes zur Geltung kam. Die ganze Bühne war danach eingerichtet, eine dürftige Ausstattung sollte aller sinnlichen Ablenkung steuern, der Dichtung ihre reine geistige Wirkung, zunächst durch das Wort, sichern. Man gieng darin viel zu weit und sogar farbenfrische Theaterstücke, welche die Classifier uns hinterlassen haben, wurden zu rhetorischen Cartons entfärbt, um zeitgemäß zu werden. Selbst Laube, obgleich er als Jungdeutscher und Franzosenschüler bereits Farbe gerochen hatte, war in seiner Theaterpraxis noch ein starker Entfärber. Mit seiner Ausstattungsscheu war er ein Bilderstürmer und obgleich er als ausgiebiger Revolutionsmann den Wert einer frischen Leidenschaft zu schätzen wußte, handelte es sich ihm doch nur um gesprochene Leidenschaft, Farbe fürs Ohr gleichsam. Stimmung, als künstlerisches Mittel, blieb ihm zeitlebens fremd. . . . Da kam die große Wandlung des Geschmacks, fast plötzlich wie ein Wettersturz. Das ästhetische Interesse, das während einer langen papierernen Zeit vorwiegend literarisch gewesen war, wandte sich dem Malerischen zu. Nach einer achtzigjährigen Entziehungscure brach ein förmlicher Farbenhunger aus, der über Nacht ins Makartische ansartete. Wer hätte das vor wenigen Jahren geahnt? Laube am wenigsten. Doch wo war er bereits? Gleichgiltig, warum er in Wirklichkeit gieng; die Farbenwooge hätte ihn ohnedies hinweggespült. Makart wurde unter anderem auch Director des Burgtheaters. Man entsetzte sich über seine „Pest in Florenz“, aber man gewöhnte sich an diese Sinnenpracht. Man vertrug dann die Sündenblüte einer Messalina, die ohne den Makartismus einer großen Farbenträgödin nicht möglich gewesen wäre. Dingelstedt war gewiß auch kein Maler, aber er war ein Weltmann und machte jede Mode mit, sogar eine berechnete. Er schuf sich ein Ausstattungswesen mit einem eigenen tüchtigen Director, einem Makartschüler. Und das ganze Theater wurde auf Charlotte Wolter, diesen lebendigen Feuerquell von Farbigkeit gestimmt. Man erinnere sich an Kleopatra in ihrer Königsgruft, versteinert wie die Bildsäulen ihrer Ahnen. An Helene, in Gold von allen Farben. Das war eine schöne Zeit, unleugbar, trotz ihrer Ausschreitungen, und sie wird nicht bald wiederkommen. Einmal mußte auch das Burgtheater seinen Farbenrausch haben.“ Diese große Schilderung betrachtend, wird man verstehen, wie ich das Wort meine, das mir ihr ganzes Wesen zu enthalten scheint, nun darf ich es wohl auslassen: decorativ. Als die Königin einer decorativen Schauspielkunst haben wir sie bewundert. Makart in der Malerei, Dingelstedt und später die Meininger in der Regie, Meyerbeer in der Musik — dasselbe ist sie schauspielerisch gewesen.

Nach ihr sind andere gekommen, diese sind unserem Herzen näher, weil sie unsere neue Art, zu schwärmen und zu leiden, haben. Aber darum wollen wir doch ihr Andenken in Ehren halten, eingedenk, daß sie zwei Generationen wert gewesen ist. Nur soll man uns nicht sagen, daß mit ihr die „letzte Tragödin“, ja „die Tragödie selbst“ gestorben ist. Dies hat man am Grabe der Schröder und der Nettich und immer gesagt und immer ist es eine dumme und leere Phrase gewesen. Auch ist es eine schlechte Pietät gegen die Todte, die Lebende zu kränken. Diese wird doch recht behalten.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Officiöse Revolverei.

Unsere Enthüllungen über die Nachenschaften des Grafen Badeni, der Herren Krupp, v. Schöller und Dr. Beez mit der officiösen „Reichswehr“ des Herrn David haben, obzwar der Staatsanwalt

durch Confiscation der schärfsten Stellen den Blitz noch rasch abzuleiten suchte, doch ganz gehörig eingeschlagen. Ueber den Grafen Badeni wundert man sich nicht mehr. Aber das Vorgehen der Herren Krupp, v. Schöller und Dr. Beez hat bei allen anständigen Leuten hochgradiges Staunen erregt. Dr. Beez hat auch die Consequenz daraus gezogen, indem er die politische Ehrenstelle eines Abgeordneten der Reichsberger Handelskammer, die er bisher bekleidete, noch in dieser Woche, und gerade in dieser Woche niedergelegt. Die Herren Krupp und v. Schöller haben nichts niederzulegen als das bare Geld, und das wird ihnen Herr David, dem sie im Worte stehen, schon jeweils pünktlich am Fälligkeitstermin ratenweise abnehmen.

Nur Einem haben wir bei dieser Gelegenheit Unrecht gethan, das ist der Centraldirector Herr Karl Wittgenstein. Sein Name ist durch ein Mißverständnis, übrigens auch nur in Form einer nebenfälligen Parenthese, in unsere Darstellung hineingerathen. Wir bedauern diesen Irrthum gewiß. Aber auf der anderen Seite hat er uns eine gute Gelegenheit gegeben, die sonstige Richtigkeit unserer Darstellung zu verifizieren. Herr Wittgenstein hat schon in der „Arbeiter-Zeitung“ erklärt, daß er „mit dieser ganzen, ihm höchst unsympathischen Angelegenheit in keiner wie immer gearteten Weise in Verbindung steht und ihm natürlich auch sehr daran liegt, mit ihr nicht in Verbindung gebracht zu werden.“ Herr Wittgenstein hat uns des weiteren mündlich versichert, daß er von der ganzen Sache keine Kenntnis gehabt habe, ehe sie in der „Zeit“ stand, daß er dann bei eingeweihten Leuten nachgefragt und die Richtigkeit unserer Darstellung bestätigt erhalten habe. Er sei ein entschiedener Gegner jener Halbheit gewisser Großindustrieller, welche zwar Deutsche sind, sich aber mit einer deutschfeindlichen Regierung verbinden und überhaupt immer auf zwei Stühlen gleichzeitig sitzen wollen. Er lege Wert darauf zu constatieren, daß er mit diesem „Reichswehr“-Manöver nichts zu thun habe. Soweit Herr Wittgenstein. Wie er, denken auch die anderen deutschen Fabrikanten. Die Herren Krupp, v. Schöller und Dr. Beez stehen in dieser Sache allein an der Seite des Grafen Badeni und des Herrn David. Ihr Vorgehen haben sie nicht einmal öffentlich eingestehen gewagt, geschweige denn zu rechtfertigen. Niemand hat ein Wort der Vertheidigung für sie gefunden, selbst — und das ist das Kostlichste — ihr eigener wohlbezahlter Lohnschreiber, Herr Gustav David, nicht.

Was Herr David mir in seiner „Reichswehr“ erwidert hat, ist wert gelesen zu werden: ein mustergiltiger Ausdruck ohnmächtiger Wuth. Herr David überschreibt seinen Artikel „In eigener Sache“. Von der Sache aber, um die es geht, verräth er seinen Lesern auch nicht ein einziges Wort. Auf meine ganz concrete, mit Namen, Zahlen und Zeitangaben versehene Darstellung antwortet Herr David mit einer Serie von willkürlichen persönlichen Schimpfereien gegen mich, die dieser Held nicht einmal mit seinem Zeichen zu versehen den Muth hat. Ich finde den Artikel sehr überflüssig. Das bestialische Gebrüll des Herrn David beweist nur, daß er tödtlich getroffen ist. Das hat auch ohne Herrn Davids unwillkürliche Bestätigung alle Welt schon vorher bereits gewußt.

Herr David wirft mir in seinem Artikel vor, daß meine journalistische Thätigkeit auf „Spitzeltum“ aufgebaut ist. Ich ersehe daraus, daß Herr David den Unterschied zwischen einem Spizel und einem informierten Journalisten nicht kennt. Um ihn darüber zu belehren, will ich ihn nicht mit einer abstracten Definition belästigen, sondern ihm ein praktisches Beispiel erzählen, das ihm zeigen wird, in welcher Art ich meine Informationen gewinne. Ich wähle dafür überdies einen Fall, in dem Herr David die Richtigkeit meiner Information ganz leicht kontrollieren kann, weil sie ohnedies wiederum sein Blatt, die „Reichswehr“, betrifft.

Das Beispiel ist dieses: Am letzten Montag war ich wieder einmal in Budapest und besuchte dort mehrere Bekannte, unter anderem auch den Chefredacteur des „Egyszeres“ Herrn Ludwig Csávolosky, der nebenbei auch Verwaltungsrath der neugegründeten „Fortuna-Goldminen-Aktiengesellschaft“ ist. Im Gespräch mit Herrn Csávolosky geht mir die „Reichswehr“ durch den Kopf, und ich frage Herrn Csávolosky, welche Erfahrungen er bei der „Fortuna“ mit der „Reichswehr“ gemacht hat. Und Herr Csávolosky erzählt: Als die Actien der „Fortuna“ im vergangenen December emittirt wurden, ließ die Gesellschaft, durch ein angesehenes Wiener Annoncenbureau, wie üblich, den Wiener Tagesblättern ein ganzseitiges Prospect inserat und eine Notiz zur Veröffentlichung übergeben. Die Blätter stellten, wie das auch in solchen Fällen gewöhnlich, ziemlich hohe Preise, die nach einigem Feilschen auch, je nach der speciellen Bedeutung der Blätter abgestuft, in der Höhe zwischen 650 und 120 Gulden bewilligt wurden. Als in dieser Zeit Herr Csávolosky einmal nach Wien kam, ließ er sich von seinem hiesigen Inseratenagenten in dessen Bureau die Liste der mit der Insertion bedachten Blätter vorlegen. Er vermißte darin die „Reichswehr“. Er fragt den Inseratenagenten, warum dieses Blatt fehle. Der Inseratenagent erwidert, weil das Blatt zuviel verlangt, übrigens sei der betreffende Herr, der dem Inseraten-Agenten sehr wohl bekannte Vertreter der „Reichswehr“, gerade im Bureau anwesend, und Herr Csávolosky könne mit ihm selbst verhandeln. Es wurde nun der Vertreter der „Reichswehr“ herbeigeführt. Er stellte sich als k. u. k. Officier a. D. vor, obzwar diese Qualität mit dem Inseratengeschäft wenig zu thun hat. Herr Csávolosky stellte sich nicht vor. Der Vertreter der „Reichswehr“ erklärte darauf Herrn Csávolosky, daß die „Reichswehr“ für das einmalige Seiteninserat zehntausend Gulden verlange. Als Herr Csávolosky, hocherkant über diese unverschämte Forderung, darauf bemerkte, daß die anderen Wiener Blätter sich mit ihren tarifmäßigen Sätzen von ein paar hundert Gulden begnügt hätten, erwiderte der Vertreter der „Reichswehr“ und Officier a. D., daß der Tarif der „Reichswehr“ zehntausend Gulden betrage, und daß, wenn die „Fortuna“ die zehntausend Gulden nicht bezahle, die „Reichswehr“ sich ihre freie Hand bei Beurtheilung der „Fortuna“ wahren würde. Herr Csávolosky als alter Practicus begriff sofort die Situation. Es handelte sich um einen übrigens ganz ungehickt verdeckten Erpressungsversuch. Er begriff auch sofort, daß der Erpresser ihn für einen jener der Journalistik unkundigen Geschäftslente hielt, die von einer hysterischen Angst vor der Presse gepeinigt